

Predigt am 24. April 2016
Universitätsgottesdienst St. Katharinen
Predigttext: Apk 21, 1-4
Michael Moxter

Liebe Gemeinde,

Ratlos vor der Apokalyptik? – lautete der Titel eines einflussreichen Buches des Hamburger Theologen Klaus Koch, der das Fach Altes Testament in dieser Stadt und weit über Hamburg hinaus geprägt hat. Sein Buchtitel kommt mir als erstes in den Sinn. Denn ratlos sind wir in der Tat. Auch nach und trotz des gemeinsamen Gesprächs in der Gottesdienstvorbereitungsgruppe. Wie ist ein solcher Text möglich? Wie kann es sein, dass ein biblisches Buch, das mit seiner Rede vom Gericht, mit der Ansage von Zerstörung und Weltende, von Katastrophen und Gemetzel aller Art, mitten in seinem ungebremsten Bildersturm etwas so einfaches, tiefgreifendes und anrührendes zu sagen weiß wie: „Gott wird abwischen alle Tränen.“ Wie kommt einer, dessen Vernichtungsvisionen und dessen Schilderung des Antichristen die Phantasien und Ängste der Christenmenschen und der Maler und Filmemacher so nachhaltig geprägt hat, wie kommt ein Dramaturg des Schreckens zu einer solchen Eskalation des Positiven wie sie im Wort vom neuen Himmel und der neuen Erde, von der Wohnung und Gegenwart Gottes bei den Menschen, erkennbar wird?

Hätte man von ihm nicht erwarten müssen, dass er die Stätte Gottes bei „den Gläubigen“, bei „den Frommen“ lokalisiert und dass er das neue Jerusalem von einem starken Wachbataillon geschützt sieht, damit niemand hinein kommt, der nicht zu den Erwählten gehört? Nicht ausgeschlossen, dass er diese Überzeugung nur deshalb zurückstellt, weil er die anderen, die Feinde Gottes, schon vernichtet, die Flur schon bereinigt sieht. Aber das Hoffnungsbild, das er seiner Gemeinde vor Augen hält, gilt dann doch dem Gott, der mit den Menschen ist, mitten unter den Menschen wohnt, die sich darum auch nicht mehr in Völker teilen und in Nationen oder Kontinenten gegeneinander stehen, sondern die „sein Volk sein werden“. Gott selbst – das ist der Gott mit den Menschen.

Wie könnte es also der Rede von Gott und vom Menschen angemessen sein, erst einmal die Wut gegenüber den Ungläubigen hochkochen zu lassen, um hernach den Restbestand der Frommen und der Superfrommen als *die* Menschen zu bezeichnen. Was sollte es denn heißen: Gott bei den Menschen wohnend – wenn Gewaltakt und Rettungsakt ununterscheidbar würden und das Gattungsbewusstsein – wie vom Schlaganfall getroffen – sich mit der halbseitigen Lähmung abfinden können: Hier wir, da der Rest der Welt? Ratlos vor der Apokalyptik sind wir, weil der biblische Seher im Strom der Imaginationen ganz fraglos schwimmt, und keine der Anschlussfragen stellt, die uns in den Sinn kommen.

Wie sollen wir uns das erklären? Wie könnten wir das ‚verstehen‘?

Zwei Antworten sind denkbar, zwei Deutungen möglich. Die eine liegt nahe bei der Regel ‚per aspera ad astra‘ und lautet: durchs Harte, durch die Zumutung, durch den Schrecken erfolgt schließlich doch der Durchbruch ins Höhere, ins Erfreuliche, ins Evangelium. Denn die Situation der christlichen Gemeinden, für die der Autor schreibt, ist eine Situation massiver Unterdrückung, der permanenten Drangsalierung und schubweisen Verfolgung, der Gewalt gegen Christinnen und Christen, eine Zeit der Verschleppungen, der Vertreibung und der unter Folter erpressten Konversion zu anderen Göttern. In dieser Zeit wachsen Angst und Empörung ins Grenzenlose, löst sich die gutmütige, allzeit in den Bart lächelnde Freundlichkeit der Christenmenschen gegenüber jedermann auf, und auch ihr Herz wird hart. Die Art und Weise, wie man sich in der Welt orientierte, erschien plötzlich als eine Angelegenheit nur für schönes Wetter, jetzt in der Bedrohung erfolgt dagegen eine Art Schubumkehr der Seelenkräfte. Die Wut wächst proportional mit der Ohnmacht, in der man sich sieht.

In dieser Situation kommen dem Seher Bilder und Erinnerungsfetzen in den Sinn, die in ihm unwillkürlich aufsteigen und ihn bestürmen wie den Fiebrigen ein böser Traum. Dann aber setzt sich auch in diesem Prozess innerer Verstörungen, mitten im Buch der Abgründe ein anderes Bild durch. Die Erinnerung an Gottes Verheißung stellt sich ein, und der Autor der Johannesapokalypse kann gar nicht anders als die Bewegung alttestamentlicher Texte zu wiederholen. Nur in der Wiederholung, in der Darstellung des Leides gelingt es ihm, auf das zurückzukommen und von dem zu sprechen, worauf zuguterletzt alles hinaus will.

Die Stimme der Zusage, der Hoffnung, des Trostes setzt sich durch, behält das letzte Wort und alles, was vorher gesehen wurde und den Blick bannte, vergeht. Wurden die Bilder des Grauens zunächst auf die umgelenkt, die mit kalten Augen morden, so setzen sich in der Reinszenierung der Vernichtung dann doch die einfachsten Worte des Alten Testaments wie der noch jungen neutestamentlichen Texttraditionen durch: das beim späten Jesaja artikulierte Wort von der Neuschöpfung, die das Leiden des Exils beendet, das paulinische Wort, das alte sei vergangen und neues sei geworden, oder der Auftakt des Johannesevangeliums, der die Geschichte Jesu Christi mit dem Satz zusammenfasst: Gott selbst wohnt, Gott selbst zeltet unter den Menschen.

Der von Bild und Gegenbild bestürmte Seher wird wieder zum Hörenden. Unser Text ist folglich die Schlüsselszene im Film, der Wendepunkt des apokalyptischen Dramas. An ihm zeigt sich, wie die Einbildungskraft der Traumatisierten, so sehr sie ihr Verhältnis zu den Tätern aushärtet, doch noch in die elementare Weihnachtsbotschaft: *Gott selbst bei uns*: und in das elementare Osterevangelium: *der Tod hat ausgespielt* einstimmt.

So könnte gedeutet werden, was im Text geschieht. Er skizziert keinen verbindlichen Fahrplan für die letzten Ereignisse, sondern er führt etwas auf. Die Apokalypse vollzieht am entsetzten christlichen Bewusstsein eine Transformation, kommt ihm nicht mit moralischer Zensur, sondern lässt es alle Entsetzlichkeiten seiner Wutanfälle aussprechen, weil nichts davon das letzte Wort behält.

Doch es gibt eben noch eine zweite Lesart – eine Gegenlektüre mit weniger Sympathien für das, was im biblischen Text und in der christlichen Gemeinde geschieht. Ratlos vor der Apokalyptik sind wir auch deshalb, weil uns der Apokalyptiker als einer erscheinen kann, der die einfachsten Sachverhalte des christlichen Glaubens, das Vertrauen auf die Erneuerung unseres Lebens durch Gott, die Gewißheit, dass Gott –wie wir im letzten Universitätsgottesdienst hörten– auf der Seite der Terrorisierten und Tyrannisierten steht, oder die Einsicht, dass nichts uns trennen kann von Gott, weder Hohes noch Tiefes, weder Tod noch Leid, weil der Apokalyptiker uns als einer erscheint, der sich damit nicht begnügen will. Unser Predigttext ist ja ein gigantischer Resonanzraum biblischer Worte, aber der Apokalyptiker scheint es mit ihnen alleine nicht auszuhalten. Er ist ein Dramatiker,

der immer erst eine Welt zugrundegehen sehen muss, bevor er den Mut hat, vom Neuen zu sprechen. „Es komme die Gnade, und es vergehe die Welt“ – war und ist der Leitspruch der Apokalyptik. Damals wie heute.

Beide Lesarten kann man an dem überprüfen, was der Apokalyptiker über das Meer sagt – dem Element der Sehnsucht für alle, die am Strand oder im Hafen stehen und sich Freiheit, Weite und Ausfahrt wünschen. Oder: Sommerversnügen pur. Sicher nichts für Endzeit-Rufer oder Revolutionäre. Also muss es abgeschafft werden. Aber das ist nur die eine Seite. Zugleich ist das offene Meer das grenzenlose, unendliche, das der antike Mensch schon als solches fürchtet noch bevor das Wetter umschlägt und die Wellenmacht den Tod bringt. Es ist in der hebräischen Bibel die Chaosmacht, die vom festen Land durch Gottes Schöpfung begrenzt ist, aber dennoch durchbrechen und alles verschlingen will. Aus dem Meer steigt in der Apokalypse das Untier auf, und es spült uns die toten Kinder ans Land. „Das Meer wird nicht mehr sein“ – das ist ein Wort der Erinnerung an alle, die spurlos verschwunden sind, in ihm gnadenlos ertranken. Als ahnungsloser Landbewohner erscheint uns der wissenschaftliche Exeget, der in seinem Kommentar zur Stelle erklärt, der Seher schreibe sein Buch auf Patmos, also auf einer Insel, und da sei das viele Wasser doch „ein großes Hindernis z. B. für den freien Verkehr mit den Gemeinden“. Nur in diesem Rahmen seien seine Aussagen zu verstehen. Für uns sprechen die Sätze „Der Tod wird nicht mehr sein“ und „das Meer wird nicht mehr sein“ eine gemeinsame Sprache. Uns fehlt im April 2016 wie im April 2015 oder im September im Blick auf Aylan, den toten Jungen, die Gelassenheit, vom Seher andere Hoffnungsbilder zu verlangen, weil sie mit unseren Urlaubsplänen kollidieren. Das Meer ist Inbegriff der Bedrohung des Lebens. Darum wird es nicht mehr sein, darum kann es nicht bleiben.

Liebe Gemeinde,

bleibt die Frage: Können wir glauben, wovon der Apokalyptiker in seinen Visionen und Auditionen berichtet? Können wir nicht nur seinen Schmerz verstehen, sondern auch seine Hoffnung teilen? Oder müssen sie uns –wohltemperiert wie wir sind– als zu heiß, als brandgefährlicher Fundamentalismus erscheinen?

„Mut zur Sehnsucht“ heißt die Predigtreihe dieses Semesters. Verstanden wird unser Text in diesem Kontext also als ein Mutmacher, vielleicht sogar als Indikator von Sehnsucht. Gegen die Mutlosigkeit der Enttäuschten, die sich nichts mehr erwarten, und gegen die Gelangweilten, die ihre angestaute Lustlosigkeit für Orientierung am Realitätsprinzip halten, ergreift unser Text radikale Maßnahmen. Wer den Bedarf an Veränderung nicht erkennt und auch nicht merken will, wieviel gewonnen ist, wenn sich wenigstens etwas bewegt, dem verordnet der Apokalyptiker die Roßkur: Alles muss weg, nichts bleibt, wie es war, Neustart jetzt. Mut zur Sehnsucht ist –wenn ich es recht verstehe– Mut zur Erwartung. Er macht uns widerstandsfähig gegenüber dem Zynismus der Resignierenden, die uns drei Losungen rufen: Nichts Neues unter der Sonne! Alles eitel und vergeblich! Nur wer nichts erwartet, hat auch nichts zu verlieren!

Die Frage, ob wir den Visionen des Apokalyptikers glauben können, stellt sich angesichts dieser drei Losungen anders dar. Denn wer nichts zu verlieren hat, ist arm dran. Er nennt ‚Kunst der Resignation‘, was doch nur Gewöhnung an die eigene Antriebslosigkeit ist. Die Apokalyptik ist eine Reaktion auf die Enttäuschungskrisen gegen die Biedermänner zugunsten der Hoffnung.

Sie setzt lieber auf die Karte einer gigantischen kosmologischen Rundumerneuerung als nichts mehr zu erwarten. Natürlich heißt das noch nicht, dass wir uns ihren Blick auf die Welt aneignen könnten und sie dem durchhängenden frommen Bewusstsein empfehlen wollten sozusagen als eine Dosis Viagra. Aber man kann doch verstehen, was die Apokalyptik versucht und wofür sie steht. Unter dem Druck der eigenen Gegenwart nimmt sie den Glaube an Gott den Schöpfer ganz in den Glauben an den Neuschöpfer zurück. Das ist riskant, aber nicht ohne positive Effekte

Kant hat einmal über die Sehnsucht gesagt, ihr leeres Schmachten könne das Herz welk mache, aber noch in dieser Fehlgestalt sei sie in der Lage, Handlungsfähigkeit zu erneuern. Denn wenn sich der Mensch erst dann zu handeln traute, wenn er absolute Gewissheit über seine Erfolgsaussichten hätte, würde er niemals seine Kräfte erproben. Zum Handeln gehört der Glaube an den Erfolg, der Mut zum Risiko, das Vertrauen ins Gelingen. Darum ist Mut zur Sehnsucht durchaus ein Ausdruck christlichen Glaubens. Resignation können die anderen.

Dürfen wir das in Anspruch nehmen, wenn wir von unseren kleinen Erwartungen alltäglichen Handelns auf die große Hoffnung und Zukunftsvision des Neuen Testaments schauen? Das lässt sich im allgemeinen nicht beantworten, das muss jeder für sich tun und ob er es kann, kommt darauf an, ob wir uns damit zuviel zumuten. Es kann ja jeder nur das glauben und hoffen, was ihm selbst plausibel ist, was ihn als überzeugend einleuchtet – nicht das, was andere als Hoffnungspaket für uns schnüren und vor unserer Haustür abliefern.

Man mag deshalb über die Johannes-Apokalypse denken was man will, in dieser einen –und wie ich meine: zentralen– Hinsicht brauchen wir nicht ratlos sein. Die Hoffnung und Zusage, der Tod wird nicht mehr sein, das Wort vom Gott, der die Tränen abwischt, buchstabiert einfach nur aus, was es heißt, dass Gott der Gott der Menschen ist und unter ihnen wohnt. Denn das Weinen (wie das Lachen) ist die charakteristische Form dessen, was nur Menschen vermögen – und worauf sich einlassen können muss, wer unter ihnen wohnen will. Im Weinen wie im Lachen macht das vermeintlich in sich ruhende, souveräne Subjekt die Erfahrung, dass es die Beherrschung verliert, aus der Rolle fällt, sich nicht mehr im Griff hat. Wenn der Gott, der unter den Menschen wohnt, die Tränen abwischt, dann schafft das den Raum, dass wir weinen können, dass wir uns der Realität stellen, die uns weinen lässt. Wer weint, muss nicht mehr verdrängen und also auch nicht der Macht des Todes oder der Verzweiflung recht geben, die uns erstarren lassen. Hoffnung hat, wer sich weinend gehen lassen kann im Vertrauen darauf, dass Gott unter uns ist. Mögen auch die meisten Bilder des Apokalyptikers über das meiste hinausgreifen, was man sich vernünftigerweise vorstellen kann, dieses eine Bild hat eine andere Qualität. Es mobilisiert eine von Grund auf menschliche Lebenserfahrung: Wir sind trostbedürftig, oft auch untröstlich, aber trostlos müssen wir und so wenig nennen wie gottlos – wenn Gott unter uns wohnt. Im Notizbuch Georg Simmels steht der Satz: „Trost ist das merkwürdige Erlebnis, das zwar das Leiden bestehen lässt, aber sozusagen das Leiden am Leiden aufhebt“ – das ist das Salz der Weisheit in der Suppe der Apokalyptik und hat für uns als christliche Gemeinde einen österlichen Sinn.

Der Gott des Friedens und des Trostes sei mit uns allen. Amen.